

Frauke
Bolten-Boshammer

DIAMANTEN *im* STAUB

Die Geschichte einer starken Frau,
die im Outback ein Diamanten-
Imperium aufbaut



DUMONT

**FRAUKE BOLTEN-BOSHAMMER
MIT SUE SMETHURST**

DIAMANTEN *im* STAUB

**Die Geschichte einer starken Frau,
die im Outback ein Diamanten-
Imperium aufbaut**

**AUS DEM ENGLISCHEN
VON TEA DIETTERICH**



Kontakt zur Autorin Frauke Bolten-Boshammer über
info@kimberleyfinediamonds.com.au

1. Auflage 2026

© 2018 by Frauke Bolten-Boshammer and Sue Smethurst

Published by Arrangement with Frauke Bolten-Boshammer and Sue Smethurst

© 2020 für die deutsche Ausgabe: MAIRDUMONT, Marco-Polo-Straße 1, 73760 Ostfildern

Alle Rechte vorbehalten

Die englische Originalausgabe ist 2018 unter dem Titel »A Diamond in the Dust« bei Simon & Schuster in Australien erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Übersetzung: Tea Dietterich, 2M Language Services

Lektorat: Dr. Kristina Wengorz, Berlin

Gestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Satz: typopoint GbR, Ostfildern

Umschlagfotos: Chris Magnay Photography, www.magnay.photos (Porträt vorn); [Shutterstock.com/Philip Schubert](https://www.shutterstock.com/Philip_Schubert) (Landschaft)

Fotos innen: Frauke Bolten-Boshammer; Michael Franchi, www.franchi.com.au (Porträt >>)



www.dumontreise.de

**Für meine Familie und meine Freunde
von Kappeln (Deutschland)
bis Kununurra (Australien)**

Inhalt

[Prolog](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Danksagung](#)

Prolog

April 1981, Perth

Die Flugbegleiterin hob eine Augenbraue, während sie unsere Tickets studierte. »Wissen Sie eigentlich, was Sie in Kununurra erwartet?«, fragte sie ein wenig von oben herab.

Ihre Neugier auf jemanden, der ohne Rückflugticket in diesen entlegensten Teil Australiens reiste, war wohl verständlich – besonders aber bei einem jungen Paar, das kaum Englisch sprach und drei kleine Kinder im Schlepptau hatte.

Als sie unsere Koffer auf einem Gepäckwagen verstaut hatte, der bereits hoch mit Zeitungen, Mehlsäcken und diversen Ausrüstungsgegenständen beladen war, hob ich das Baby auf meiner Hüfte etwas höher, strich mir selbstbewusst eine widerspenstige braune Locke aus dem Gesicht und kratzte das letzte bisschen falscher Zuversicht zusammen, um ein Lächeln auf mein Gesicht zu zaubern.

Das eigensinnige deutsche Blut in meinen Adern ließ nicht zu, dass ich mir auch nur im Geringsten die lähmende Angst anmerken ließ, die mir den Schlaf raubte, seit mein Mann Friedrich vor sechs Monaten die Bombe hatte platzen lassen: Wir würden nach Australien ziehen.

Flüge von Perth ins Outback waren selten, ebenso Passagiere. Der Flug MV 392 von Perth über Derby nach Kununurra, bekannt als *Milk Run*, lieferte dringend benötigte Vorräte und Ersatzteile für die abgelegenen Rinderfarmen und winzigen Siedlungen, die weit verstreut in dieser riesigen Wüstenregion lagen. Für die Menschen, die dort

lebten, war dieser Flug die einzige Verbindung zur Außenwelt.

Es gab weder besonderen Service an Bord noch ein »Lehnen Sie sich zurück, entspannen Sie sich und genießen Sie den Flug« vom Flugkapitän. Bei uns handelte es sich um Fracht, menschliche Fracht, die in die entlegenste Ecke der Wüstenregion geliefert werden sollte.

Nachdem unsere Tickets kontrolliert waren, rasten der elfjährige Fritz und die zehnjährige Margret über das Rollfeld und die Metalltreppe zum Flugzeug hinauf, um ihre Plätze zu finden, während der Rest unseres Gepäcks im Frachtraum verstaut wurde. Wir hatten nicht viel dabei. Die dicken Wollmäntel und Mützen, die man brauchte, um zu Hause den Winter zu überstehen, hatten wir auf dem Dachboden unseres Bauernhauses im norddeutschen Seedorf verstaut, wo sie jetzt auf unsere Rückkehr warteten. Ein paar Koffer und die Kleidung, die wir trugen, waren alles, was wir für unser Abenteuer brauchen würden.

Wir waren auf dem Weg in eine der entferntesten und abgelegensten Regionen Australiens, möglicherweise der ganzen Welt. Ein Winkel des Outback voller Krokodile, acht Autostunden von der nächsten größeren Stadt entfernt. Unser neues Zuhause würde eine Farm sein, die ich noch nie gesehen hatte, an einem Ort, von dem ich noch nie gehört hatte, mit einem Namen, den ich kaum aussprechen konnte, 3200 Kilometer von Perth entfernt, an der Grenze zwischen den beiden Bundesstaaten Northern Territory und Western Australia, mitten im Nirgendwo.

Ich schnallte mich an – für die Reise meines Lebens.

1

Schleswig-Holstein, wo ich geboren und aufgewachsen bin, ist bekannt für seine malerischen sanften Hügel, seine sattgrünen Felder und einsamen Seen, die wie in Szenen aus *The Sound of Music* (*Meine Lieder - meine Träume*) aussehen. Ich muss gestehen, dass ich jedes Mal, wenn ich diesen Film sehe, ein wenig Heimweh bekomme.

Meine Mutter war die große Liebe meines Vaters. Sie hatten sich kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verlobt, und als er von der Wehrmacht eingezogen wurde, schrieben sie einander mehr als 400 Liebesbriefe, um in Verbindung zu bleiben.

Jeder einzelne Brief meines Vaters begann mit den Worten: »Meine allerliebste Lotte! Unsere Gedanken sind beieinander.« Er schrieb Seiten über Seiten in seinem sehr schönen Stil, voller Geschichten über das Leben in den Schützengräben. Meine Mutter sandte ihm tröstende und aufmunternde Worte von zu Hause zurück. Als er auf Heimaturlaub war, heirateten sie, aber die Flitterwochen mussten warten, da er zurück an die Front musste. Sie hassten es, voneinander getrennt zu sein.

Erst nach dem Krieg und der Rückkehr meines Vaters konnten sie ihr gemeinsames Leben auf dem Hof meines Großvaters in Neuheim beginnen, wo sie wohnten und arbeiteten. 1943 wurde mein Bruder Jürgen geboren, und zwei Jahre darauf folgte meine Schwester Dorte. Ich wurde am 3. Oktober 1947 als Frauke Seemann geboren. Frauke ist eine Verkleinerungsform von Frau, ich war also eine »kleine Dame«.

Kurz nach meinem zweiten Geburtstag starb meine Mutter Liselotte im Alter von gerade einmal 34 Jahren an

Krebs. Ich habe sie nicht wirklich kennengelernt, und es bricht mir bis heute das Herz, dass ich keine eigenen Erinnerungen an sie habe. All meine Erinnerungen stammen von anderen, es sind geborgte Erinnerungen, zusammengeklaut aus Geschichten und Anekdoten, die meine Familie mir auf meine Bitten hin erzählt hat. Auf diese Weise habe ich ein Bild von ihr zusammengestückelt, eine wertvolle Vorstellung, die ich für immer in meinem Herzen trage.

Ich habe ein kostbares Foto von uns beiden, eine verblässende Schwarz-Weiß-Aufnahme, die gerahmt in meinem Schlafzimmer steht. Ich sehe sie jeden Tag, wenn ich aufwache. Als das Foto gemacht wurde, war ihr Krebs schon weit fortgeschritten. Sie ist dünn und blass und weist keinerlei Ähnlichkeit mehr mit den kräftigen Frauen in meiner Familie auf. Trotzdem bin ich dankbar für dieses eine Bild; es gibt mir etwas, woran ich mich festhalten kann.

Mein Vater Johannes war am Boden zerstört, als sie starb. Den Sarg meiner Mutter hatte er mit ihren Lieblingsblumen auspolstern lassen, sodass ihr Kopf auf einem dicken Kissen aus dunkel- und purpurroten Nelken ruhte. Nachdem der Sarg geschlossen war, wurden lange Blumengirlanden über ihn gelegt. Mein Bruder, meine Schwester und ich durften nicht zur Beerdigung kommen – wir wussten bis nach dem Begräbnis nicht einmal, dass sie gestorben war. Wir konnten uns also nicht von ihr verabschieden.

In seiner Grabrede sprach mein Vater mit Stolz davon, dass ihre Liebe mit jedem Tag stärker geworden sei, und nannte sie seine »liebe Lebensgefährtin«. Er erinnerte sich an die seltenen Momente, in denen er während des Krieges hatte bei ihr sein können, und daran, wie traurig es jedes Mal gewesen war, wenn er sich von ihr hatte verabschieden müssen. »Es war schrecklich, nie zu wissen, ob wir uns wiedersehen würden, aber ihre stillen Gebete, ihre Tapferkeit und ihre Liebe – all dies trug dazu bei, dass ich den Krieg überlebte.« In den letzten Stunden ihres Lebens

habe sie seine Hand gedrückt, während er sie zärtlich in seinen Armen gehalten habe, »bis der Tod stärker war und sie nicht mehr die Kraft hatte, ihn zu besiegen«, erzählte er der trauernden Gemeinde. Jahre später erfuhr ich, dass er in Tränen ausbrach, als er seine letzten Worte vorlas: »Mein einziger Wunsch ist, dass die Kinder und ich dich nur noch ein letztes Mal sehen können.«

Ich habe seine Grabrede oft gelesen; in ihr wird ganz klar, dass er meine Mutter abgöttisch liebte. Ich glaube, sowohl sein Herz als auch sein Geist zerbrachen am Tag ihres Todes. Den Rest seines Lebens trug er stets eine Strähne ihres Haares bei sich.

Nach ihrem Tod sprachen wir kaum über meine Mutter; es schmerzte meinen Vater zu sehr. Wann immer einer von uns sie erwähnte, fing er an zu weinen. Wir konnten sehen, wie unglaublich traurig es ihn machte; sein Herz war gebrochen. Wir wollten ihm nicht noch mehr Schmerz zufügen, also hörten wir einfach auf, über sie zu sprechen. Es war, als hätte sie nie existiert.

Mein Vater bemühte sich sehr, sich ohne Frau um uns zu kümmern – etwas, das damals nicht als die Aufgabe eines Mannes angesehen wurde. Er war ein sehr traditionsverhafteter Mann, ein kräftiger Bauer, der es als seine Aufgabe betrachtete, uns ein Zuhause zu bieten, ein Dach über dem Kopf und jeden Tag ein Essen auf dem Tisch – all das tat er, aber es fiel ihm schwer, uns seine Liebe zu zeigen.

Am meisten sehnten wir uns nach Zuneigung, nach der zärtlichen Umarmung eines Vaters, nach jemandem, der unsere Tränen trocknete und uns sagte, dass alles gut werden würde; er aber war dazu erzogen worden, sich nicht unterkriegen zu lassen und immer weiterzumachen. Das erwartete er auch von uns; außerdem war er der Meinung, dass Kinder zwar gesehen, aber nicht gehört werden sollten.

Vor dem Mittag- oder Abendessen mussten wir mucksmäuschenstill und mit geradem Rücken hinter

unseren Stühlen stehen, wenn unser Vater den Raum betrat. Wir durften uns erst setzen, wenn er es uns erlaubte.

Als wir einmal am Essen herummäkelten, versuchte er, uns klarzumachen, wie dankbar wir dafür sein sollten.

»Ihr Kinder habt ja keine Ahnung, wie das während des Krieges war!«, brüllte er, bevor er in den Garten hinausstürmte.

Als er wieder hereinkam, hatte er einen Spatz in der Hand, der sich nicht rührte. Er hatte ihn mit bloßen Händen umgebracht, und wir sollten ihn essen. Wir waren entsetzt, als er ihn in die Küche trug.

»Das haben Soldaten im Krieg gegessen«, sagte er, als er zurückkam und rasch unsere Teller leerte, um Platz für den gebratenen Vogel zu machen.

Wir haben uns nie wieder über unser Mittagessen beschwert.

Dort die einzige richtige Erinnerung an meine Mutter ist die an das letzte Weihnachten, das wir mit ihr feierten, nur einen Monat vor ihrem Tod. Als ich vier oder fünf Jahre alt war, entschied Vater, dass wir keinen Weihnachtsbaum mehr brauchten. Er sagte uns, Weihnachten sei abgesagt; es war ihm einfach zu viel. Wir waren sehr unglücklich, und schließlich gab er nach und holte in letzter Minute einen Baum. Aber seine Traurigkeit hatte auch uns angesteckt.

Als ich sechs Jahre alt war, fand mein Vater, ich sei alt genug, gemeinsam mit Jürgen und Dorte auf dem Hof zu helfen. Also arbeiteten wir nach der Schule auf dem Feld, um die Ernte einzubringen. Wir hackten Zuckerrüben, damit sie nicht so dicht beieinanderstanden, was mühsam war, aber bei Weitem nicht so anstrengend wie das Aufsammeln von Kartoffeln. Im Spätherbst liefen wir sowohl am frühen Morgen als auch spätabends auf dem Acker hinter dem Kartoffelroder, einer Art Pflug, der die Kartoffeln ausgrub, her und mussten alle einsammeln, die dabei freigelegt wurden. Kartoffeln sind sehr frostempfindlich, also mussten wir sie schnell aufsammeln, bevor sie verderben konnten.

Wir klaubten Hunderte fast gefrorene Kartoffeln aus der Erde. Sie waren so kalt, dass es wehtat, sie zu halten. Manchmal hatte ich das Gefühl, meine kleinen Finger könnten jederzeit abbrechen.

Mit alldem wollte Vater uns stark machen; wir sollten lernen, wie man schwierige Zeiten übersteht.

Trotzdem blieb auch Zeit zum Spielen, und als Kinder hatten wir viele Freiheiten. Die einzigen anderen Kinder, die in der Nähe lebten, waren die Jungs auf einem benachbarten Bauernhof, aber das machte Dorte und mir nichts aus. Solange wir jemanden zum Spielen hatten, war es uns egal, ob es ein Junge oder ein Mädchen war. Wir hatten eine weitläufige Scheune für das Heu, und mithilfe der Jungs gruben wir an einem Ende eine geheime Höhle und stützten sie mit Brettern ab. Es war wirklich toll. Die Höhle lag versteckt hinter dem ganzen aufgetürmten Heu, sodass wir durch das Heu kriechen mussten, um hineinzukommen. Ich erinnere mich noch gut daran, dass wir eines Tages Kerzen in unsere Heuhöhle mitnahmen und anzündeten. Heutzutage schaudere ich, wenn ich darüber nachdenke, was da hätte passieren können.

Jeden Tag liefen wir die zweieinhalb Kilometer zu unserer Grundschule in Mehlby zu Fuß – hin und wieder zurück. Ich war ein schrecklich schüchternes Kind und saß lieber still im Klassenzimmer, als die Aufmerksamkeit der anderen auf mich zu ziehen. Um mich aus meinem Schneckenhaus zu locken, rief der Lehrer mich oft auf, was natürlich die gegenteilige Wirkung hatte. Wenn ich mich doch einmal traute, mich von mir aus zu melden, machte er abfällige Bemerkungen wie: »Oh, sie spricht«, oder, wenn meine Antwort falsch war: »Was könnte man auch sonst von der kleinen Frauke erwarten?« Er sorgte dafür, dass ich mich dumm fühlte, also gab ich einfach auf.

Mein Vater beschäftigte Schülerinnen von der nahe gelegenen Hauswirtschaftsschule, die ihn bei der Hausarbeit unterstützten. Die Aufgabe der jungen Frauen war es, zu

kochen, zu putzen und das Haus in Ordnung zu halten. Sie machten ihre Arbeit gut, aber wir sehnten uns nach mütterlicher Fürsorge und der Mutter, die wir nicht hatten. Adele, meine Großmutter mütterlicherseits, war wunderbar, und Dorte wurde wie eine Mutter für mich. Sie war diejenige, die mich tröstete und umarmte, wenn ich es brauchte, aber sie war ja selbst noch ein Kind.

Die Rettung kam, als eines Tages eine Frau mittleren Alters aus Ostpreußen an unserer Haustür klopfte: Margarete Brandstädter. Am Ende nannten wir alle sie Tante Banta.

Sie stammte aus einem kleinen Ort in der Nähe von Soldahnen im Kreis Angerburg. Nach der Eroberung Ostpreußens und ihres Heimatdorfes durch die Sowjetarmee hatte sie mit ihrer Tochter Ursula fliehen müssen. Und jetzt stand sie vor unserer Tür und suchte nach einer Bleibe. Mein Vater nahm sie in unser Haus und in unser Leben auf, und schon bald liebten wir sie sehr. Diese große, dünne Frau mit ihrer runden Drahtbrille, den dicken Strümpfen und vernünftigen Schnürschuhen umarmte uns aufs Geratewohl, backte Kekse und las uns Geschichten vor; sie machte uns glücklich. Wir wussten, dass sie nicht ewig bleiben würde, aber wir klammerten uns an jeden wertvollen Moment mit unserer eigenen Mary Poppins.

Als ich acht Jahre alt war, heiratete Vater wieder. Wir freuten uns sehr für ihn und hofften, dass Frieda etwas Sonnenschein in sein Leben zurückbringen würde. Aber ihre Ehe war lieblos; er hatte nur jemanden gesucht, der ihm mit den Kindern half.

Frieda bemühte sich redlich um uns, aber sie war keine besonders warmherzige Frau, und da mein Vater Zuneigung als ein Zeichen der Schwäche ansah, ermutigte er sie nicht. Er befürchtete, wir würden sonst verhätschelt. Glücklicherweise zog Tante Banta nicht weit weg und blieb ein wichtiger Teil unseres Lebens – und das bis zu ihrem Tod im Jahr 1991.

Meine eigene Erziehung sollte die Art von Mutter prägen, die ich einmal werden würde. Ich gab mir damals selbst das Versprechen, meine Kinder mit Zuneigung und Liebe zu überschütten, denn man verzieht ein Kind nicht, wenn man ihm zu viel Liebe schenkt.



Meine Zukunft und mein Schicksal wurden 1965 besiegelt, als ich im Alter von 17 Jahren auf den Bauernhof der Familie Bolten geschickt wurde, um dort zu arbeiten. Nach der Schule hatte ich, so wie es auch meine Mutter getan hatte, eine Hauswirtschaftslehre begonnen. Wir lernten alle möglichen häuslichen Pflichten zu erfüllen, lernten bügeln, kochen und gärtnern – also alles, was eine Frau können musste, um einen Haushalt zu führen.

Einen Teil unserer Ausbildung absolvierten wir bei einer Familie auf einem Bauernhof, so wie es die jungen Hauswirtschaftsschülerinnen bei uns getan hatten. Ich wurde gemeinsam mit einem anderen jungen Mädchen, Elisabeth, zu Familie Bolten geschickt. Die Boltens besaßen einen sehr erfolgreichen landwirtschaftlichen Betrieb, den Sünderuphof. Er lag am Stadtrand von Flensburg, etwa 45 Kilometer von Kappeln entfernt, wo ich aufgewachsen bin.

Als wir auf das Anwesen der Boltens zuliefen, konnten wir von der Straße aus sehen, dass dieser Bauernhof etwas Besonderes war. Zuerst war ein riesiges Reetdach zwischen den Baumkronen hindurch zu erkennen, und dann erschien das weitläufige weiße Backsteinhaus am Ende einer langen, kurvigen Zufahrt, die von dicken grünen Hainbuchenhecken gesäumt war.

In dem Moment, in dem ich das schöne Haus der Boltens betrat, verliebte ich mich – sowohl in ihr Zuhause als auch in sie. Ihre Gastfreundlichkeit und Wärme waren überwältigend.

Ihr Zuhause war ein schönes, großes, traditionelles deutsches Gutshaus. Es hatte fünfzehn Zimmer, von denen jedes in einem anderen Stil eingerichtet und mit anderen Farben gestaltet war und einen Blick auf sattgrüne Weiden bot. Das ursprüngliche Haus war 1941 bombardiert worden und brannte ab. Die Familie hatte es wiederaufbauen lassen. Während die Fassade wieder wie vor dem Krieg aussah, bot das Innere jeden modernen Luxus, den man sich nur vorstellen konnte, einschließlich einer dekadenten Zentralheizung – etwas, das ich von zu Hause nicht kannte. Solange ich in diesem Haus lebte, würde mir nie kalt werden.

Elisabeth und ich bekamen Schlafzimmer im Obergeschoss, und unsere Aufgabe war es, Frau Bolten bei der Hausarbeit zu helfen. Auf dem Hof war sehr viel los, und unser Tag begann um 6:30 Uhr, wenn wir das Frühstück für die Männer machten, die auf den Feldern arbeiteten, und die Milchsuppe für Großmutter Bolten zubereiteten, die ebenfalls in dem Haus lebte.

Wenn alle zu Abend gegessen hatten und alle Hausarbeiten erledigt waren, lud Frau Bolten uns ein, noch bei der Familie zu bleiben und mit ihnen zu plaudern. Ich genoss ihre Gesellschaft, insbesondere die von Herrn Bolten, der sehr großzügig war und mich oft zum Lachen brachte. Frau Bolten, eine geborene Petersen, aufgewachsen auf dem Gut Lundsgaard, war sehr anspruchsvoll – sie erwartete, dass alles perfekt war und ihren außergewöhnlich hohen Ansprüchen entsprach –, aber sie strahlte auch eine Wärme aus, nach der ich mich seit meiner Kindheit gesehnt hatte. Sie brachte mir viele Dinge bei, unter anderem auch, ein Glas guten Weins zu genießen, und gab Elisabeth und mir das Gefühl, Teil der Familie zu sein.

Etwa einen Monat nach unserer Ankunft heiratete Hedi, eine Tochter der Boltens. Der Empfang sollte im Haus stattfinden, also liefen Elisabeth und ich uns in den Tagen davor die Hacken ab, um dafür zu sorgen, dass nirgendwo

auch nur ein Staubkorn zu finden war. Die Gläser funkelten, die Wäsche war gestärkt und gemangelt worden, bis sie frisch und steif war, Blumen füllten Vasen in jeder Ecke des Hauses, und das Besteck war poliert, dass man sich darin spiegeln konnte.

Wir bereiteten ein königliches Fest vor, schenkten Champagner aus, bedienten die Gäste und sorgten dafür, dass alles reibungslos verlief, damit Herr und Frau Boltens sich ihren Gästen widmen konnten. Am späten Abend, als alles Essen serviert war und die letzten Gäste an ihren Getränken nippten, konnten wir uns endlich entspannen. Die meisten der älteren Gäste waren bereits früher gegangen, aber ein paar jüngere waren noch da und tanzten bis spät in die Nacht.

Hartwig, der jüngste Sohn der Boltens, streckte mir seine Hand entgegen und fragte mich, ob ich mit ihm tanzen wolle. Er war charmant und selbstbewusster als jeder andere junge Mann, den ich je getroffen hatte. Frau Boltens ermutigte Elisabeth und mich, ebenfalls das Tanzbein zu schwingen, also nahm ich Hartwigs Hand.

An diesem Abend wurden wir ein Paar. Hartwig war ein hinreißender Verehrer. Manchmal nahm er mich mit zum Tanzen oder ins Kino, und wir hielten Händchen oder küssten uns, aber zu mehr kam es nicht.

Wir waren etwa ein Jahr zusammen, als Hartwig unsere Beziehung plötzlich beendete. Ich würde demnächst auf die Frauenfachschule in Flensburg gehen, um meine Ausbildung fortzusetzen, und er erklärte mir, dass er nicht wollte, dass sich unsere Beziehung weiter vertiefte, und sagte: »Ich will meine erste Freundin nicht heiraten.« Er wollte sich lieber noch ein wenig austoben.

Ich war traurig und fürchtete zudem, ich würde die Boltens nicht mehr wiedersehen, und ich liebte diese Familie doch so sehr.

Nach meiner Ausbildung zog ich weg, zunächst nach Hamburg und dann weiter in den Süden, nach Bad Nenndorf

bei Hannover, wo ich eine Stelle in einem Sanatorium mit 400 Patienten bekam. Es war ein ziemlich deprimierender Ort – ein großes altes Backsteingebäude voller sehr kranker Menschen –, aber es gab eine riesige Küche und es wurde viel Personal benötigt, um den Laden am Laufen zu halten.

Die Arbeit im Sanatorium war anstrengend, und ich war jeden Abend ziemlich erschöpft, aber ich habe in dieser Zeit enorm viel gelernt. Ich verdiente mein eigenes Geld und war finanziell unabhängig, worauf ich sehr stolz war – und endlich konnte ich meinen Führerschein machen.

Kurz nach meinem neunzehnten Geburtstag lud mich Frau Bolten zu einem Besuch auf den Gutshof ein. Zufällig war auch Friedrich, der älteste Sohn, zu Hause. Nach dem Militärdienst, den er verabscheut hatte, hatte er im fünf Stunden entfernten Soest Landwirtschaft studiert. Friedrichs Schicksal hatte sich schon in frühen Jahren entschieden: Als ältester Sohn würde er den Hof der Familie Bolten erben. Große Erwartungen lasteten somit auf seinen Schultern.

Friedrich war eine blonde Bohnenstange. Dünn und mit dichtem Haar, war er das Ebenbild seines Vaters. Beide hatten einen durchtrainierten Körper, dem man die harte Arbeit ansah. An diesem Tag verstanden wir uns gut, und er schenkte mir viel Aufmerksamkeit. Kurz darauf fasste er sich ein Herz und bat mich, mit ihm auszugehen. Erst Jahre später gestand er mir, dass er schon immer ziemlich angetan von mir gewesen war und es ihn geärgert hatte, dass sein kleiner Bruder mich als Erster um eine Verabredung gebeten hatte.

Wir wurden gute Freunde und genossen die Gesellschaft des anderen. Friedrich war nicht so selbstsicher wie Hartwig, und es dauerte ein paar Monate, bis er es wagte, mich zu küssen. Das zwischen uns war also keine Herzsasen verursachende, leidenschaftliche Romanze, stattdessen wuchs ganz natürlich mit der Zeit unsere Liebe zueinander. Er versuchte nicht, mein Herz im Sturm zu erobern, aber genau dafür liebte ich ihn: Er war geduldig, sanft und

freundlich, nachdenklich und rücksichtsvoll, und er war stark und einfühlsam.

Friedrich war kein großer Redner und mochte es nicht, im Mittelpunkt zu stehen, aber er dachte viel nach. Er hatte große Träume und war entschlossen, seine Spuren auf der Welt zu hinterlassen und sich seinen eigenen Namen zu machen.

Seine Familie war sowohl in der Landwirtschaft als auch in der Geschäftswelt sehr erfolgreich. Friedrichs Urgroßvater August Bolten war Mitbegründer mehrerer Hamburger Reedereien, darunter die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, kurz Hapag, eine Reederei, die später mit der Norddeutschen Lloyd zur Hapag-Lloyd fusionierte, heute eines der größten Transport- und Logistikunternehmen Deutschlands, und die Hamburg-Brasilianische Dampfschiffahrt-Gesellschaft, die bis heute als Hamburg Süd weiterexistiert.

Es wäre für Friedrich ein Leichtes gewesen, einfach irgendwie vor sich hin zu leben, bis er den Familienbetrieb erben würde, aber das war nicht seine Art. Er hatte den Unternehmergeist seiner Vorfahren geerbt. Er war stolz und klug, hatte Träume und einen unruhigen Geist. Er wollte hart arbeiten und alles aus seinem Leben herausholen. Er wollte sehen, was er durch seine eigene harte Arbeit erreichen konnte, und sich nicht mit dem zufriedengeben, was ihm in die Wiege gelegt worden war.



Auf ungewöhnlichem Weg fand ich heraus, dass Friedrich mich heiraten wollte.

Eines Tages schlich sich seine Schwester Hedi leise zu mir in die Küche der Boltens und fragte mich: »Hat Friedrich eigentlich schon mit dir über eure Zukunft gesprochen?«

Ich wusste, worauf sie anspielte, und vermutete, dass sie in Friedrichs Auftrag bei mir vorfühlen sollte. Ich lächelte sie

an und sagte: »Nein.«

Mit dem Wissen, dass ich Ja sagen würde, eilte sie zu ihrem schrecklich schüchternen Bruder und sagte: »Friedrich, warum hast du sie noch nicht gefragt? Worauf wartest du denn!« Mit den Worten der Ehestifterin Hedi im Ohr fragte er mich an einem Nachmittag in der Folgewoche, ob ich mit ihm nach Bockholmwik fahren wolle, sobald er mit der Arbeit auf dem Hof fertig sei.

Wir hatten vor einiger Zeit ein abgeschiedenes Plätzchen mit Blick auf die Ostsee gefunden, als wir einen Ort gesucht hatten, an dem wir ein wenig feiern konnten, nachdem die Ernte eingebracht war und Friedrich etwas Zeit gehabt hatte, sich zu entspannen – obwohl sich die Bauern eigentlich nie wirklich entspannen. Ein Auge haben sie immer auf den Himmel und das andere auf die Erde gerichtet. Manchmal waren wir nur hierhergekommen, um allein zu sein. Jetzt breiteten wir eine Picknickdecke aus, auf die wir uns legten, um die Sterne am Himmel zu zählen, während die Meeresbrise sanft über unsere Haut strich.

An diesem Spätsommerabend merkte ich, dass Friedrich etwas im Kopf umherging. Er blickte immer neugierig auf das Leben – immer gab es noch etwas zu sehen, etwas anderes zu entdecken, etwas Neues zu lernen. Er konnte sehr schüchtern und manchmal sehr ernst sein, aber wenn sein Verstand auf Hochtouren lief, war es aufregend, dabei zu sein.

Er nahm meine Hand, blickte mich mit seinen leuchtend blauen Augen an und, untermalt von dem friedlichen Geräusch des Wassers, das an die Rümpfe der in der Nähe liegenden Fischerboote schlug, fragte mich, ob ich seine Frau werden wolle.

Für einen Landwirt hatte er sehr weiche Hände, und seine gepflegte blasse Haut war erstaunlich makellos, obwohl er jeden Tag viele Stunden auf den Feldern verbrachte, um sich um die Ernte zu kümmern.

Ich drückte seine Hand. »Du kennst meine Antwort doch schon«, sagte ich und grinste von einem Ohr zum anderen.



Mich zu fragen war der einfache Teil gewesen. Nachdem Friedrich mir den Antrag gemacht hatte, musste er allerdings noch meinen Vater um meine Hand bitten. Also besorgten wir am nächsten Tag Blumen für meine Stiefmutter, und während ich Tee für uns alle kochte, nahm Friedrich all seinen Mut zusammen, um meinen Vater zu fragen, ob er mich heiraten dürfe.

Dass er zustimmen würde, war alles andere als eine abgemachte Sache: Als der Freund meiner Schwester ihn zwölf Monate zuvor gefragt hatte, war seine Antwort Nein gewesen. Dortes Freund war Lehrer und mein Vater war wenig begeistert von ihm; erst als die beiden bekannt gaben, dass sie ein Baby erwarteten, gab er schließlich seinen Segen.

Vorsichtig trug ich das Tablett mit dem Tee zurück ins Wohnzimmer und versuchte, so leise wie möglich zu sein, um ihr Gespräch belauschen zu können. Offenkundig waren meine Sorgen unbegründet gewesen: Als ich Friedrich am Kartentisch meines Vaters sitzen sah, wusste ich, dass er seine Einwilligung gegeben hatte. Mein Vater lud nicht jeden ein, sich an seinen kostbaren Kartentisch zu setzen – dafür musste man schon jemand ganz Besonderes sein –, das war so etwas wie ein päpstlicher Segen! »Du musst lernen, Karten zu spielen«, sagte mein Vater gerade zu ihm.

Friedrich und ich gingen zusammen zu einem Juwelier in Flensburg und suchten einen Verlobungsring mit einem kleinen Diamanten und Eheringe aus. Beides zu tragen war durchaus extravagant im Nachkriegsdeutschland, und ich war so stolz auf die Ringe an meinen Fingern.

Einen Monat nach meinem 21. Geburtstag, im November 1968, wurden Friedrich und ich getraut. Zuerst gingen wir

aufs Standesamt in Mehlby und waren somit rein rechtlich schon am Vormittag Ehemann und Ehefrau.

Am Nachmittag wurden wir dann zum zweiten Mal getraut, diesmal in einem schönen Gottesdienst in der evangelischen Kirche in Maasholm, von der aus man auf die Ostsee blicken konnte. Meine Vorbereitungen auf diese Trauung waren sehr unkompliziert. Erst mittags fing ich an, mich schön zu machen, wobei Dorte mir half. Sie hatte ein Jahr zuvor geheiratet, also trug ich ihr Kleid. Es war ein Empirekleid mit einer hohen Taille, damit es Dorte mit ihrem sich wölbenden Schwangerschaftsbauch passte. Mir war das Kleid ein wenig zu groß, aber mein Vater hatte kein Geld, um mir ein neues zu kaufen. Es war aus weißer Organza, und das Mieder war spitzenbesetzt. Mein Schleier wurde oben auf meinem Kopf mit einer Blume festgesteckt und reichte bis knapp unter meine Schultern. Mein Brautstrauß aus roten Rosen und weißen Freesien hatte eine lange Tropfenform.

Hartwig, der sich sehr für uns beide freute, fuhr uns durch das hübsche kleine Fischerdorf, dessen Kopfsteinpflasterstraßen von traditionellen deutschen Fachwerkhäusern gesäumt waren, zur Kirche.

Ich war weder nervös noch hatte ich Schmetterlinge im Bauch, stattdessen überkam mich ein Gefühl des Friedens, als ich die Steintreppe zu der weißen Backsteinkirche hinaufging. Friedrich würde sich um mich kümmern, und ich freute mich darauf, mich um ihn kümmern zu können.

Der einzige Hauch von Traurigkeit, den ich an einem ansonsten glücklichen Tag empfand, war der über die Abwesenheit meiner Mutter und der meiner kranken Großmutter Adele. Ich wünschte mir, sie würden in der ersten Reihe sitzen und darauf warten, dass ich den Gang entlanggeschritten kam. Obwohl meine Mutter nicht bei mir sein konnte, spürte ich irgendeine Anwesenheit ihres Geistes.

Dann standen wir vor der kleinen Gruppe aus Familienmitgliedern und Freunden und gelobten, einander treu zu sein, bis dass der Tod uns schied. Wir versprachen, Verständnis füreinander zu haben, für die Welt und Gott, in guten wie in schlechten Zeiten, »solange wir leben«.

Es gab keine Hochzeitstorte und kein großes Festessen – das war einfach nicht üblich im damaligen Deutschland. Alles war sehr schlicht. Unser Empfang für 30 enge Freunde und Familienmitglieder fand im Haus meines Vaters statt, und um Mitternacht fuhren Friedrich und ich in unsere Flitterwochen auf das windgepeitschte Sylt.

In unserer Hochzeitsnacht, als die wilde Nordsee vor unserer Hütte an die Küste schlug, drückte Friedrich mich an sich und küsste mich zärtlich, und zum ersten Mal wurden wir wirklich eins.



Fast genau neun Monate nach unserer Hochzeit, an einem warmen Augustmorgen, wurde unser Flitterwochenkind Friedrich Georg Bolten geboren. Er kam bei einer Hausgeburt auf dem Familiengut der Boltens zur Welt, auf dem Sünderuphof, wo wir seit unserer Heirat ein eigenes kleines Häuschen bewohnten. Er war der fünfte Friedrich Georg in der Familie Bolten, ein weiterer Erbe der Bauerndynastie.

Ich hatte Friedrich noch nie so emotional erlebt. Tränen liefen ihm über die Wangen, als die Hebamme das schreiende Bündel hochhob, damit sein Vater es sehen konnte. »Wunderbar, Frauke. Wunderbar!«, rief er.

Während die Krankenschwester den kleinen Friedrich Junior oder Fritz, wie wir ihn nennen würden, in eine Decke wickelte, rannte Friedrich aus dem Haus und begann, allen Arbeitern auf dem Hof die gute Nachricht zuzurufen.

»Es ist ein Junge!«, schrie er, während er durch die Scheunen lief und glücklich mit den Armen wedelte. Wir

beobachteten ihn durch das Fenster und kicherten, als er auf das Dach des Getreidespeichers kletterte, ununterbrochen »Es ist ein Junge!« schreiend.

Ich bin mir sicher, dass alle Arbeiter auf dem Boltenhof und auf jedem anderen Bauernhof in der Nähe die freudigen Neuigkeiten mitbekamen. Sie hörten wahrscheinlich auch Friedrichs schreckliche Schreie, als er auf dem Weg zurück nach unten den Halt verlor und fünf Meter tiefer auf der betonharten Erde aufschlug.

Es gab einen scheußlichen, dumpfen Schlag, dann herrschte Stille.

Die Hebamme rannte nach draußen; als sie Friedrichs schlaffen Körper im Dreck liegen sah, dachte sie für den Bruchteil einer Sekunde, er sei tot. Aber mit ein paar tiefen Atemzügen brachte er Luft zurück in seine Lungen, schüttelte sich und begann zu lachen. Die Hebamme half Friedrich, der nicht nur verletzte Rippen, sondern auch ein verletztes Ego hatte, hinein und steckte ihn zu mir und unserem neuen Baby ins Bett.

»Friedrich!«, schluchzte ich. »Du alberner Mann!« Er war ganz blass im Gesicht. Der Sturz hatte ihm jegliche Farbe genommen, und er brauchte einige Tage, um sich davon zu erholen.

Die Boltens waren so stolz, dass wir einen weiteren Erben hervorgebracht hatten, dass sie mir einen kostbaren Diamantring schenkten, ein Erbstück, das Friedrichs Vater meiner Schwiegermutter bei der Geburt Friedrichs gegeben hatte. Das bedeutete mir sehr viel.

Als Fritz sechs Monate alt war, wurde ich erneut schwanger. Wie ihren Bruder brachte ich auch Margret Liselotte Bolten als Hausgeburt wohlbehalten auf die Welt. Es war kurz vor Weihnachten 1970. Zwei Babys innerhalb von zwei Jahren waren ganz schön viel Arbeit, aber Mutter zu sein war etwas ganz Besonderes, und ich liebte jeden einzelnen Moment.

Wie mein Vater hatte auch Friedrich ein sehr traditionelles Rollenverständnis. Seine Aufgabe sah er darin, den Hof zu leiten, während es meine war, mich um den Haushalt und die Familie zu kümmern. Er liebte seine Kinder, aber er hat nie auch nur eine einzige Windel gewechselt, und ich habe mich nicht darüber beschwert – so war das damals einfach. Bei uns lief es gut: Wir führten einen erfolgreichen Hof, und der Haushalt war sehr gut organisiert. Wir waren ein großartiges Team.

Wir bewirtschafteten 170 Hektar mit Weizen, Gerste und Raps, züchteten jedes Jahr 200.000 Fleischhühnchen und hatten irgendwann sogar 90 Milchkühe. Aber Friedrich war nie zufrieden und lehnte sich nicht zurück, er war immer auf der Suche nach der nächsten Möglichkeit, alles größer und besser zu machen, immer neue Wege zu finden und mehr über die Landwirtschaft zu lernen. Ich kann also nicht wirklich sagen, dass ich total überrascht war, als er mir eines Abends beim Essen eher beiläufig mitteilte, dass wir nach Afrika ziehen würden.

2

»*Mhoro, mauya*, hallo und willkommen in Salisbury«, sagte der Flugkapitän. Nach einer anstrengenden, 18 Stunden langen Reise mit Umsteigen in London, noch dazu mit zwei lebhaften Kleinkindern im Schlepptau, waren wir endlich gelandet.

Doch die heiße Luft, die uns entgegenschlug, als wir aus dem Flugzeug auf das Rollfeld stiegen, weckte unsere reisemüden Knochen sofort. Die Luftfeuchtigkeit war drückend und mit nichts vergleichbar, was wir jemals in Deutschland erlebt hatten, nicht einmal an den heißesten Tagen. Aber ich genoss die Sonne, die meinen Rücken wärmte, und die warme Luft, die meine Lungen füllte. Lyn Matsukis wartete bereits auf uns, um nach Shamva zu fahren.

Ein Teppich aus dicken violetten Blütenblättern begrüßte uns in Rhodesien, das heute Simbabwe heißt. Es war der Beginn der Regenzeit, und die Jacarandabäume standen noch in voller Blüte. Die Straßen rund um den internationalen Flughafen waren gesäumt von den blühenden Bäumen. Aus den majestätischen Baumkronen regnete es jedes Mal leuchtende malvenfarbene Blütenblätter auf die trockene rote Erde, wenn eine Brise vom Indischen Ozean über Mosambik herüberwehte. Ein lila Blütenmeer zog sich bis zum wolkenlosen Horizont.

Ich dachte, ich wäre im Himmel.

Ich war so aufgeregt, als Friedrich uns sagte, dass wir nach Afrika gehen würden. Die weiteste Reise, die ich bis dahin unternommen hatte, war ein Ausflug nach Frankfurt nach meinem Schulabschluss gewesen. Als ich Friedrich heiratete, hatte ich zwar gewusst, dass eine Welt voller

zudem bei Frieda, der zweiten Frau meines Vaters, deren Familie uns stets herzlich willkommen geheißen hat.

Dank an meine Familie in Bunsoh – es war mein Paradies in jungen Jahren – und an Hermann Effland. Ohne ihn wären wir nicht nach Kununurra gekommen.

Mein herzlicher Dank geht an die Familie Bolten, die mich mit offenen Armen empfangen hat, an Maren, Hedi, und Wiebke, ebenso an Otto und Mechthild Bolten und an Sören Petersen, Hartwig Bolten und alle ihre Familienmitglieder für die beständige Freundschaft nach Friedrichs Tod. Wir werden immer eine Familie sein. Und an Hans und Elfriede Thomsen (die Schwester von Margarethe Bolten), dass sie mir die Boltens vorgestellt haben.

Obwohl sie weit weg sind, sind meine Freunde immer in meinem Herzen und meinen Gebeten: Ursula Wriedt, die Familie Kötting, Marion und Fritz Junge, Renate und Carsten Struve, Yvonne und Stephan Struve, Achim und Trude Schnaak, Hubertus Eichblatt, Willem und Hedi Raak, Arno und Sigrid von Spreckelsen, Birgit und Klaus Nevermann. Dank an Ute und Hans Diederichsen, ihr habt uns das Einleben in Kununurra erleichtert. Ein herzliches Dankeschön an unseren begabten Hausarzt Norbert Ziese, du hast mir in vielen Situationen wunderbar helfen können.

Bedanken möchte ich mich außerdem bei meiner langjährigen Freundin Tea Dietterich, die die erste Übersetzung dieses Buches angefertigt hat.

Dank an George und Lynn Matsukis und die Hennebergs in Simbabwe, die uns geholfen haben, ein so wildes und wundervolles Land zu erkunden. Ich bin erfüllt von glücklichen Erinnerungen an unsere Zeit dort. Mein Dank gilt zudem all den Menschen, die uns in Seedorf auf dem Hof geholfen haben.

Als wir in Australien ankamen, war ich wahnsinnig dankbar für die Hilfe von Au-Pairs, die zum Rückgrat der Familie wurden. Diese Mädchen packten ihre Taschen, verließen ihre Heimat und begleiteten uns auf das größte

Abenteuer unseres ganzen Lebens. Vielen Dank, Steffi Eppler und Maren Henk, dass ihr da wart, als ich euch am meisten gebraucht habe, und Karoline Went, Ulle Jakob und Silke Sievers, Hella Sponbiel, Telse Frahm sowie Astrid Leidecker, die etwas später in unser Leben kamen, aber auch ein geschätzter Teil unserer Familie geworden sind.

Dank an den verstorbenen Harry Perkins, einen außergewöhnlichen Mann. Harry, ich habe dich verflucht, als wir hier ankamen, jetzt danke ich dir für deine Vision und deine Unterstützung. Deine Leidenschaft für den Ord River hat viele Leben verändert.

Das Outback kann ein karger und ein manchmal zum Verzweifeln einsamer Ort sein, aber wenn das Leben sich zum Schlechten wendet, wäre ich nirgendwo lieber als hier. Die Gemeinschaft in Kununurra hebt dich hoch und trägt dich auf Flügeln aus roter Erde, wenn deine Beine keinen Schritt weitergehen können. Ich werde für immer den Freunden und Familien dankbar sein, die uns mit offenen Armen empfangen haben, die sich in unseren schwärzesten Tagen um uns versammelt haben und uns weiterhin zum Lachen und Lächeln gebracht haben. Vielen Dank an John Caratti, Judy und an den verstorbenen Jim Hughes, Robyn und Trevor Mildren, Dean und Francis David, Peter und Belinda Letchford, Debbie und Phil Rogers, Cynthia und Richard Titmarsh, Neil Townsend, Laurie und Trish Harvey sowie Lou und Mike Hamshire. Und an meine besondere Freundin Py. Und an die Familie Mock: Ohne sie hätte ich Robert nicht kennengelernt.

Mein herzlicher Dank gilt auch der ganzen Boshammer-Familie, die mich mit so offenen Armen aufgenommen hat.

Danke auch an Ingrid und Calle Schulze, die uns in Seedorf beim Einleben sehr geholfen und während unserer Zeit in Australien unsere Farm in Seedorf bewirtschaftet haben. Kurz vor seinem Tod verbrachte Peter wertvolle Zeit mit Freunden in Deutschland, und ich bin ihnen so dankbar, dass sie ihn als Teil der Familie behandelt haben. Danke,

Jochen, Simon, Lennart, Nis Peter, Sören, Christian, Oliver und Hendrik. Und an Peters Freunde in Kununurra: Johnson, Lincoln, Ben, Clint, RB und Steele, die er verehrte, und seine Freunde vom Wesley College. Sein Leben war zu kurz, aber er packte genug Abenteuer für ein ganzes Leben in jeden einzelnen Tag.

Doris, danke dir. Du hast mich auf eine Reise geschickt, die ich mir nie hätte vorstellen können, und ich werde unsere Freundschaft immer wertschätzen.

Vielen Dank an Dr. Peter Tan und die Crew des Hollywood Hospital, die mich durch meine Krebserkrankung begleitet haben.

Meine ganz besonderen Freunde Rob und Val Kilderry sind nicht nur die besten Nachbarn der Welt, sie haben mir auch Alicia Molik und Lleyton Hewitt, meine beiden Tennishelden, vorgestellt.

Val Bock, meine besondere Freundin: Ich vermisse dich.

An Rainer und Renate Erler, die für meine lebenslange Freundschaft mit Blacky und Gundel Fuchsberger verantwortlich sind, vielen Dank. Mein Dank gilt außerdem Andrew Denton, der mir zu einem Auftritt in seiner Sendung *Enough Rope* verholfen hat, und Robert Hetkämper, der mich in seiner Dokumentation *Im Wohnmobil durch West-Australien* porträtierte. Herzlichen Dank auch an Harald und Ute Stamm – Harald, du hast uns mit deiner schönen Stimme viel Freude bereitet.

Vielen Dank an die Mitarbeiter von Kimberley Fine Diamonds, die auch zur Familie gehören. Helen Thorne und mein Team waren auch in schwierigen Zeiten für uns da. Sie teilen meine Leidenschaft für die seltene Schönheit der Argyle-Diamanten, die unser Kimberley-Hinterhof hervorbringt. Kimberley Fine Diamonds ist ein Beweis für die Freundschaft und Loyalität meiner wunderbaren Mitarbeiter.

Aber die wichtigste Anerkennung gilt meinem geliebten, frechen, hochgeschätzten Ehemann Robert, meinem »Professor«, der jeden Sturm mit mir überstanden hat und

mich zum Lächeln gebracht hat, als ich es am wenigsten erwartete. Und meinen Kindern und Enkelkindern – die der Grund für mein Sein sind –, meiner Schwester Dorte (wir haben ja noch uns), meinem lieben verstorbenen Bruder Jürgen und seiner Frau Ingrid und meiner geliebten Tante Banta, deren Liebe ein Loch in meinem Herzen gefüllt hat.

